

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 11.

Bießen, Sonntag Vätare, den 18. März 1917.

6. Jahrgang.

Friedenssehnsucht.

Jeremia 6, 14. Sie sagen Friede, Friede, und ist doch nicht Friede.

Es gibt wohl, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, unter uns kein Herz, das nicht von dem Wunsche, ja der Sehnsucht nach Frieden erfüllt wäre. Auch die Behauptung wird richtig sein, daß der Inhalt der meisten Gebete, die in dieser Zeit getan werden, der Hauptsache nach die Bitte um Frieden ist. Sie rankt sich um alle sonstigen Anliegen, die Christenherzen dem himmlischen Vater vortragen, herum.

Mit der durch die Nöte des Krieges in unserm Christenvolke eingetretenen höheren Wertschätzung des Gebets überhaupt hat auch das Vaterunser im großen und ganzen eine bessere Würdigung gefunden. Diese letztere Feststellung führt nun von selbst zu der Frage, welche Anhaltspunkte das Gebet des Herrn der durch die Kriegsnot bewegten Seele bietet, ihrer Bedrängnis Ableitung zu verschaffen. Es wird manchen überraschen, wenn er gewahrt wird, daß diese Anhaltspunkte sehr dürftig sind. Die einzige Bitte des Vaterunsers, die einigermaßen mit dem Kriege in unmittelbare Verbindung gebracht werden kann, ist die letzte: Sondern erlöse uns von dem Uebel. Wer auf diesen Sachverhalt einmal aufmerksam geworden ist, den kann sogar ein Gefühl der Verwunderung darüber beschleichen, daß der Heiland nicht einmal die Bitte um Frieden für wichtig genug gefunden hat, in das Christengebet aufgenommen zu werden.

Ist der Friede nicht mindestens ein ebenso hohes Gut wie das tägliche Brot? So wird mancher fragen. Wir können bei der Erörterung der Erwägungen, die der Heiland angestellt haben mag, und die ihn zur Bevorzugung des täglichen Brotes vor dem Frieden führten, nur Vermutungen anstellen. Vielleicht trifft die folgende Annahme das Richtige: Der Heiland hielt es nicht für angebracht, die Menschen zur Bitte um die Gewährung des Friedens durch Gott anzuhalten, weil er eingesehen hat, daß der Friede eine Sache ist, deren Bestehen sehr wohl durch die Menschen allein ohne Zutun Gottes gewahrt werden könnte. Das tägliche Brot z. B. wird dem Menschen nur zuteil, wenn neben seiner Arbeit auch die von ihm unabhängigen Größen, wie Wind und Wetter, den nötigen günstigen Verlauf nehmen. Von dem Frieden aber muß gesagt werden, daß über seiner Er-

haltung tatsächlich das Belieben der Menschen das entscheidende ist. Wenn sich alle Menschen das Wort gäben, alles an die Erhaltung des Friedens setzen zu wollen, dann ist nicht ersichtlich, welche Macht der Welt sie an der Durchführung dieser Absicht hindern könnte. Als diejenige Bitte des Vaterunsers, an die wir den Ausdruck unserer Friedenssehnsucht anschließen können, kommt neben der letzten auch demnach die fünfte in Betracht: Vergib uns unsre Schuld.

Auch wenn dieser Krieg zu seinem Ende gelangt sein sollte, wird der dann erreichte Friede auf keinen stärkeren Füßen stehen, als der bisherige, wenn nicht die Sinne der Menschen selbst eine gründliche Aenderung erfahren. Solange dies aber nicht der Fall ist, wird auch das Wort des Jeremia seine bleibende Bedeutung erhalten: Sie sagen Friede, Friede, und ist doch kein Friede. K. G.

Erinnerungen eines alten Mannes.

Von Generalarzt a. D. Dr. Otto Kappesser in Darmstadt.

29. 's Hannarems und 's Hannuwers.

Nach zwei Seiten uns schräg gegenüber wohnten oben genannte, alteingesessene Ortseinwohner, nach links hin Hannarems (Johann Adam), von deren tragischem Schicksal ich schon früher (Dorftragödien 2) berichtet habe, nach rechts hin aber am Eck der Kirchgasse in einem der ansehnlichsten Gehöfte, dessen stattliches Wohnhaus mit seinen überhöhten Giebelzinnen ein fast feudales Ansehen hatte und wo auf dem Fachwerk des Oberstocks in meiner Knabenzeit noch merkwürdige Sprüche zu lesen waren, die leider später übertüncht wurden, hausten Hannuwers (Hannes Hubert). Ich habe sie nie anders nennen hören und weiß auch daher nicht, wie ihr Geschlechtsname war. Hieß doch auch unser uns direkt gegenüber wohnender Nachbar stets nur der Churfürst, und sein Sohn des Chorfürste Dicker.

Diese Hannuwer, Vater und Sohn, zwei hagere, eckige Gestalten von langsamen Bewegungen, gehörten zu jenen besonderen Gestalten, wie man sie hier und da in ländlichen Gemeinschaften noch findet, gleich einer in das gleichmäßige Gefüge des Gesteins eingesprengten Ader, und einer meiner Freunde behauptete, sie erinnerten ihn an gewisse Spezies

im Pflanzen- und Tierreich, z. B. den Buchs und die Schachtelhalme, oder den „Swinegel“ und das Gürteltier, welche aus einer früheren Schöpfungsperiode auf die heutige Zeit übrig geblieben seien.

Der Grund aber, warum ich mich gerade jetzt wieder ihrer erinnere, ist der, daß sie schon vor mehr als 70 Jahren von einer Erfindung Gebrauch machten, für welche man jetzt durch Schrift und Wort eifrig Anhänger wirbt, das ist die Kochkiste. — Beide, Vater und Sohn, gehörten zu den fleißigsten Kirchgängern der Gemeinde und ohne zwingende Not versäumten sie weder den Vor- noch Nachmittagsgottesdienst. Nach den arbeitsvollen Wochentagen aber pflegten am Sonntag die „Mannsleute“ länger als sonst der Bettruhe. Sie blieben im Bett, bis die Frau den Morgenkaffee und zugleich auch die Suppe für das Mittagessen gekocht hatte, das gleich nach beendigtem Morgengottesdienst eingenommen wurde. Da wurde denn der Suppentopf in das Bett gestellt, und die konservierte Bettwärme diente, wie jetzt die Kochkiste, zum Warmhalten.

In der sehr geräumigen Dorfkirche hatte nach altem Herkommen jedes Gemeindeglied nach Alter und Geschlecht seinen bestimmten Platz, und die beiden, Vater und Sohn, hielten darauf, daß in dem hochlehnigen Gestühl jedem ein Platz neben einer Anlehnung bewahrt blieb. War dann der Predigttext verlesen, den die Gemeinde stehend anhörte, worauf sie dann, jeder mit einigem Geräusch, seinen Platz einnahm, so taten auch die beiden Hannoverer desgleichen. Vorher aber legten sie sorgsam ihre Sonntagsmützen aus dunkelblauem Tuch umgekehrt auf das Lesepult der Rücklehne und darauf ein Ohr und genossen so eines ruhigen Schlafs, aus dem sie das allseitig geräuschvolle Aufstehen beim Amen erweckte. An einem besonders heißen Sommer-sonntagnachmittag aber geschah es, daß der Sohn besonders tief in Morpheus Arme versank, so daß ihn selbst der Schlusgesang der Gemeinde nicht erweckte. Während sich nun die andern still entfernten, sammelte sich die mutwillige Jugend um den Schläfer, bis endlich einer ihn anstieß, worauf er unverdrossen sein Heim aufsuchte.

Es waren harmlos zufriedene Menschen, nur mit dem Bebauen ihrer Scholle beschäftigt und niemals sich vordrängend; ich habe auch nie gehört, daß sie mit jemandem in Unfrieden oder Streit gelebt hätten. Als dann die Mutter durch schwere Krankheit zum Sterben kam und der Doktor bei seinem letzten Besuch selbst eingestanden hatte, daß es mit seiner Kunst zu Ende sei, hat noch spät am Abend, als es immer bedrohlicher wurde, der Vater sich aufgemacht, um aus dem anderthalb Stunden entfernten Wörrstadt noch einmal den Arzt herbeizuberufen. Dieser, der wohl die Zwecklosigkeit eines nächtlichen Besuches in seinem ohnedies schweren Beruf einsah, verschrieb ihm eine stark wirkende Arznei und versprach, am andern Morgen früh selbst zu kommen. Wie aber der Mann mit der Arznei heimkam, war die Frau unterdes gestorben.

Mein Vater, der grundsätzlich jede Teilnahme an den leider immer noch bei Trauerfällen üblichen Gastereien (Flemmerts) ablehnte, konnte es diesmal seinem nächsten Nachbar und getreuesten Kirchgänger nicht abschlagen, daß er sich auf kurze Zeit dort einfand. Da war denn der alte Hannoverer eifrig bemüht, den geehrten Gast auf das Beste zu unterhalten, indem er ihm erzählte, wie er allezeit als christlicher Hausvater seiner Pflicht eingedenk gewesen sei, und wie er noch zuletzt bei dunkler Nacht den Weg über das Döster (uralter Bergpfad) nach Wörrstadt gemacht habe, um der Verstorbe-

nen ein Heilmittel zu holen, mit dem er dann freilich zu spät kam. Da aber die Arznei doch gemacht und auch bezahlt war, und weil so etwas auch einem Gesunden von Nutzen sein könne, so habe er sie selber eingenommen, — und „Herr Pfarrer,“ sagte er noch, „alles was wahr is, se hot kriminals gewirkt.“

Bilder aus dem heßischen Dorfleben.

Von A. L—nn.

(Fortsetzung.)

Altfränkisch war auch, daß man anstatt „Großvater“ und „Großmutter“ „Allvater“ und „Allmutter“ sagte, doch habe ich nur aus dem Munde alter Leute gehört, daß man früher diese Bezeichnungen gebraucht hat. Alte Leute gebrauchten indessen noch die Bezeichnung „Schnerch“ anstatt „Schwiegertochter“. Ob hierbei das von Luther in seiner Bibelübersetzung gebrauchte Wort „Schnur“ mißspielt, kann ich nicht sagen, vermute aber, daß das der Fall ist. Im südlichen Teile der Provinz Starkenburg habe ich übrigens beobachtet, daß man die Urgroßmutter kurzweg die „Fraache“ (das Frauchen) nennt. Ich besand mich dort einst in einem Hause, in dem die ganze Familie mit dem Auskernen von Zwetschen beschäftigt war. Auch die „Fraache“ beteiligte sich bei dieser Arbeit. Sie wollte alles besser wissen als die Jungen, ließ nicht ab, diese zu kommandieren und klagte dann — sie war über 80 Jahre alt —, daß ihre Augen gar nicht mehr gut seien und daß sie das Zittern in den Händen habe. Da lachte die Enkeltochter, die auch schon eine behäbige Bauersfrau war, laut heraus und sagte: „Die Fraache maant, sie wär noch jung.“ Dann zur Alten gewandt, sagte sie: „Jesses Gott, Ihr seid e alti Fraa.“ Dieses Erlebnis erinnert mich an einen alten Bauersmann aus meiner Heimat. Er war Junggeselle, hatte stets sehr mäßig, sparsam und arbeitsam gelebt und war nun 88 Jahre alt geworden. Da legte ihn die Altersschwäche auf das Lager, von dem er nicht mehr aufstand. Höchst verwundert sagte er zu seinen Angehörigen: „Ich waah net, was das is, ich hab doch mein Lebtag noch net im Bett zu liege brauche.“ Dieser Mann war übrigens so recht vom alten Schrot und Korn und ein abgesagter Feind der Eisenbahn. Alle Versuche der Jüngerer, ihm klar zu machen, daß man mit der Bahn doch die landwirtschaftlichen Produkte besser und billiger in die Städte liefern könnte, schlugen bei ihm fehl. Als ihm einer sagte, wenn die Bahn gebaut sei, dann könne man mit ihr schnell nach der Kreisstadt gelangen und so schnell wieder zurückkehren, daß man es gar nicht nötig habe, in ein Wirtshaus einzukehren, entgegnete er: „Ich bin mein Lebtag zu Fuß in die Stadt gemacht und bin nie net eingekehrt.“ Als das Projekt, an dem Orte eine Nebenbahn vorbeizuführen, besprochen wurde, äußerte er sehr bestimmt: „Wir wolle kaa Bahn, wir müsse unsere beste Aecker dozu hergewe und die Gäul werde scheu, wann die Bahn kimmt, und die Lokomotiv peift.“

In der Zeit, von der ich hier rede, war es in meiner Heimat noch Brauch, daß die Ortseinwohner bei besonderen Gelegenheiten einander unentgeltlich Hilfe leisteten. Das geschah beim Hausbau. Wollte jemand ein neues Haus oder eine neue Scheuer bauen, so halfen sämtliche Pferdebesitzer beim Herbeifahren der Steine, die in den benachbarten Steinbrücken gewonnen wurden. Dafür wurde ihnen auch nicht ein einziger Pfennig vergütet. Nur gab der Bauherr am Abend denen, die ihm geholfen hatten, ein „Jms“; so lautete

allgem
ein „
Brot,
Geträ
geholf
B
Kaffee
mehl
die, d
eingel
Samit
menzu
allzu
Leich
wenig
stehen
gehon
kehren
zubiet
imjen
einige

M

Siege
sten G
verfir
die R
gedrü
Weite
war r
der M
gern
in ih
diese
große
ihrer

J
plögli
„Seue
der S
52 H
Bild
baren
ben. I
Feuer
räumt
Reite,
wiede
Wend
Errid
und d
Richt
Auffa
S
ihm di
zählun
machte
oft abe
rigen E

allgemein die Bezeichnung für das, was man in der Stadt ein „Essen“ nennt. Dieses Jms bestand aus kalten Speisen: Brot, Wurst, Käse. Selbstverständlich durfte es dabei an Getränken nicht fehlen; denn die Dienstknechte, die dabei geholfen hatten, aber auch ihre Herren hatten Durst.

Bei Begräbnissen gab es das „Leichenims“, das aus Kaffee und Kuchen bestand. Nach dem Begräbnisse versammelten sich hierzu im Trauerhause die Verwandten, namentlich die, die von außerhalb gekommen waren. Man hat vielfach eingesehen, daß es nicht am Platze ist, sich bei so ernstlichen Familienanlässen hinterher zum Essen und Trinken zusammenzufinden, zumal, da es oft vorkam, daß der Wein sich allzu sehr bemerkbar machte, man hat auch angestrebt, die Leichenimse abzuschaffen, aber ohne Erfolg, wie ich noch vor wenigen Jahren bemerkt habe. Schließlich ist es auch zu verstehen, daß man die Verwandten, die zum Teil von weither gekommen sind und zu Fuße oder zu Wagen wieder zurückkehren, nicht weggehen lassen kann, ohne ihnen etwas anzubieten. Uebrigens ist es in meiner Heimat nie bei Leichenimsen zu den ärgerlichen Auswüchsen gekommen, die man in einigen Teilen Deutschlands wahrgenommen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Fortsetzung.)

Es war dies die Zeit, als Bonapartes Ruhm durch seine Siege in Italien, besonders durch den bei Marengo, den höchsten Gipfel erreichte und er wahrhaft groß da stand. Alle Welt versprach sich von ihm eine neue glückliche Zukunft. Er hatte die Revolution mit ihren furchtbaren Ausgeburten niedergedrückt, in drei Weltteilen seine Feinde auf die glänzendste Weise besiegt und fand überall bewundernde Lobredner. Er war nicht bloß der Held des Tages, er war der strahlende Held der Weltgeschichte; mein Vater schwärmte für ihn und hätte gern unter seinen Fahnen gefochten, denn das soldatische Blut in ihm verleugnete sich keinen Augenblick. Daß auch mich diese Atmosphäre von Bewunderung des Heldenruhms und großer Taten umwehte, war natürlich, denn wer hätte sich ihrer erwehren können?

Im August, zur Zeit einer großen Dürre, wurden wir plötzlich nachts um ein Uhr durch das ängstliche Geschrei: „Feuer! Feuer!“ aus dem Schlafe erweckt. Ein großer Teil der Stadt stand in Flammen, und in sechs Stunden lagen 52 Häuser in Asche; auch ein Mensch war verbrannt. Das Bild dieser schrecklichen Feuersbrunst machte mir einen furchtbaren Eindruck, obgleich wir dabei ziemlich unbeteiligt blieben. Die Erzählung von der Entstehung und Verbreitung des Feuers, den Rettungs- und Dämpfungsversuchen, die Wegräumung des Schuttes und die Auffindung der verbrannten Reste, das alles gab so viel zu hören und zu denken und wieder zu erzählen, daß diese Begebenheit wirklich einen Wendepunkt meines Auffassungsvermögens bildete. Auch die Errichtung der neuen Häuser auf den Brandstellen der alten und das Beklettern derselben, wenn sie gerichtet waren, die Richtungsfeierlichkeiten usw. lieferten der Anschauung und Auffassung neuen Stoff, der ziemlich lange vorhielt.

So kam denn wieder das Weihnachtsfest näher und mit ihm die Zeit der Nacharbeiten meiner Mutter und ihrer Erzählungen, die uns Kinder wach erhielten und so große Freude machten. Zuweilen, wenn ein Buch da war, las ich auch vor; oft aber saß die Mutter auch weinend und konnte ihrer traurigen Befürchtungen nicht Herr werden. In der Tat waren

die Umstände schlimm genug. Wurde ihr das Herz zu schwer, so sang sie ein geistliches Trostlied, wobei wir Kinder halfen, so gut es ging. Gewöhnlich wurde dann aber mit einem Weihnachtsliede geschlossen. Den letzten Vers jedes Liedes begleitete ich gern mit einer Kinderklapper, weil in Preussisch-Friedland das Cymbelregister zum letzten Verse ertönte, was mir besonders feierlich schien, und deshalb ließ meine Mutter mich gewähren. Ich war bei diesem kindischen Spiele sehr andächtig und der hohe Sinn fehlte demselben nicht.

Im Februar 1797 bekam ich die Masern. Sie waren zu dieser Zeit gefährlich, und ich lag in heftigem Fieber. Dennoch überstand ich sie unter der sorgfältigen Pflege meiner Mutter glücklich, mußte mich aber noch sechs Wochen nachher im Zimmer halten und war so geschwächt, daß ich nur taumelnd gehen konnte, als ich zum ersten Male an die Luft kam. — Man hat die Masern und ähnliche Kinderkrankheiten oft Entwicklungskrankheiten genannt, und ich darf behaupten, daß diese Bezeichnung ihre volle Berechtigung hat. Bei mir brachten die Masern geradezu eine körperliche und geistige Umwälzung hervor. Manche Speisen, welche ich sonst nicht besonders gern aß, wurden jetzt Lieblingsgerichte, und umgekehrt. Größer noch war die Umwälzung im Geistigen. Ich hatte zwar allmählich leichter gelernt als vor Jahren; aber dennoch machte es mir bisher noch viele Mühe; ich las nicht gern, verstand vieles nicht, schrieb ungern, zeichnete indessen gern, weil dabei meine Phantasie sich tummeln konnte. Es waren besonders Städteansichten aus der Ferne, die ich am liebsten schuf und mit möglichst vielen Türmen versah. Da ich von Perspektive nichts verstand, stellte ich alles in einer Reihe dar, was ich allerdings als einen Mangel erkannte, ohne daß ich ihm abzuweichen wußte. Nachdem ich nun einen Muschelkasten erhalten, wurden alle Gegenstände schön angestrichen, natürlich ohne Schatten, denn ich konnte keine Schattensfarbe finden. Mit diesen Städteansichten verunstaltete ich die Wände unserer Stube; sie wurden aber von den Frachtfuhrleuten, welche wegen der Akzise sehr häufig in unser Zimmer traten, gar sehr bewundert. Sie wollten schwören, daß das eine Bild Stettin, das andere Danzig, das dritte Hamburg oder Königsberg usw. auf das Genaueste darstelle, was meinem Vater große Freude, mich aber gar nicht stolz machte. Zwar wußte ich damals noch nicht, daß in der Welt jeder Narr seine Bewunderer findet, und oft sind mir in späteren Zeiten meine Fuhrleute wieder eingefallen; aber ich wußte nur zu gut, wie unschuldig jene Städte an meinen Bildern waren; und daß diesen sehr viel fehlte, um Bewunderung zu verdienen, sah ich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Vom Kampf und Frieden draußen an der Front gibt uns unserer Gießener Gemeindeglieder in einem Briefe an seine Angehörigen folgende anschauliche Schilderung: „Wir sind jetzt richtige Höhlenbewohner geworden. Wer keinen Posten zu stehen braucht, konnte sich tagelang unter der Erde aufhalten, ohne einmal das Tageslicht zu sehen, wir können sogar unterirdisch Kameraden besuchen usw. Um so schöner ist es dann, wenn man nach einem Nachmittage, den man abwartend in der Höhle verbracht hat, an der Oberfläche auftaucht und alles völlig ruhig geworden ist. So ging es mir neulich. Es kam Schlag auf Schlag, und wir saßen gelangweilt in unserer Höhle, passieren konnte uns leicht nicht

etwas, aber unsere Kameraden standen doch auf Posten. Allmählich legte sich das Feuer, so daß ich dachte: jetzt muß ich doch einmal hinauf und nachsehen, wie es droben ist. Als ich droben ankam, war alles ruhig geworden. Eine reine, warme Frühlingsluft wehte über unsere Hügel, und ein prachtvoller Sonnenuntergang glänzte über Täler und Tälchen, in denen überall leichte Rauchschwaden umherzogen aus Hunderten von Ofenrohren, die da aus dem Boden heraus erzählten von dem, was unter der Erde verborgen ist, als ob sie die Wünsche der Unterirdischen emporträgen. Darüber standen warm und klar die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Ich habe dieses Bild als Abendlegen in mich aufgenommen, bin wieder in meine Höhle gekrochen und habe noch ein Scheitchen aufgelegt."

Zahllose Angriffe nicht nur in den Reden der französischen Abgeordneten und Minister, sondern auch der gesamten Presse mußte die deutsche Heeresleitung über sich ergehen lassen wegen der Zerstörung der dortigen Kirchen. Das war ein besonders beliebtes und dankbares Thema, um die Deutschen vor unsern Feinden und den Neutralen als von sinnloser Zerstörungswut erfüllte Barbaren hinzustellen. Wir wissen freilich, wie es sich hiermit verhält. Zum reinen Vergnügen hat gewiß kein deutscher Artillerieoffizier Befehl gegeben, Granaten in die Gotteshäuser zu schleudern, sondern nur dann, wenn festgestellt wurde, daß die hohen Türme und Dächer der Kirchen von den Franzosen zum Aufstellen von Maschinengewehren oder für den Nachrichtendienst benutzt wurden. Aber fürwahr, die Franzosen haben gar keinen Grund, ihre Feinde der Kirchenschändung zu beschuldigen, das besorgen sie selbst gründlicher als es jemals deutsche Geschosse vermochten. Es ist jetzt möglich, an der Hand eines großen statistischen Materials nachzuweisen, wie durch den von der Regierung der Republik künstlich genährten Religionshaß zahllose Kirchen Frankreichs, unter ihnen viele der schönsten, ältesten und merkwürdigsten, dem langsamen Ruin preisgegeben wurden. Zwei Broschüren liegen darüber vor, eine Schrift von Dr. J. Lohr „Der Krieg und das Schicksal der Kirchen Frankreichs“ und eine französische von Maurice Barrès, die kurz vor dem Kriege erschienen ist. Der Verfasser ist nach der „Köln. V.-Ztg.“ ein bedeutender Mann, Führer der Nationalisten, Mitglied der Akademie und Abgeordneter für Paris. Die Broschüre hat den Titel „Tableau des Eglises rurales qui s'écroulent“, Aufstellung der im Verfall begriffenen Landeskirchen. Barrès zählt 1081 derartige Kirchen auf, bemerkt aber dazu, daß seine Liste noch lange nicht vollständig sei, sondern nur einen ganz kleinen Teil seines eigenen Materials wiedergebe. Die Zustände seien ungeheuerlich, in gewissen Departements finde man „auf jeden Schritt irgend eine große Ruine, deren Betreten als gefährlich durch eine Ver-

ordnung des Bürgermeisters verboten ist; der Kultus wurde unterdrückt, die Kirche geräumt, die Priester verjagt.“ Und weiter heißt es: „Das ist der Erfolg jener unermeßlichen Verschwörung und ihrer geheimen Organisation, die zwar stets geleugnet, aber immer fortgesetzt wurde, die, um einen wahnsinnigen Haß gegen den Katholizismus zu befriedigen, Frankreichs schönste Kleinode dem Erdboden gleichmachen soll.“ Also dieselben Franzosen, die vor dem Kriege ihre Kirchen in einem so ungeheuren Umfange preisgaben, erheben jetzt ein wildes Geschrei des Jammers über die Zerstörung ihrer Kirchen im Kriegsgebiet durch deutsche Geschosse. Es ist noch hinzuzufügen, daß die französische Kammer am 25. November 1912 den Antrag von Maurice Barrès auf Erhaltung der französischen Kirchen zurückwies, womit das Todesurteil über die Kirchen Frankreichs gesprochen ist.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 18. März. Latere.

In der Stadtkirche. Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer Schwaab. Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Pfarrer Schwaab. Abends 6 Uhr: Pfarrer Mahr.

In der Johanneskirche. Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer. Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld. Nachmittags 2 Uhr: Prüfung und Vorstellung der Konfirmanden aus der Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld. Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung. — Mittwoch, den 21. März, abends 8 Uhr: Passionsandacht (Kriegsbestunde). Pfarrer Ausfeld.

Wartburg, evangel. Jünglings- und Männer-Verein, Kirchstr. 9. Sonntag, den 18. März, abends 8 Uhr: Vortrag. Gäste stets willkommen.

Bibelkränzchen für Schüler höherer Lehranstalten. Jeden Mittwoch von 6—7 Uhr für die jüngere Abteilung. Jeden Samstag von 6—7 Uhr für die ältere Abteilung.

Bibelkränzchen für Mädchen aus der Johannesgemeinde. Jeden Dienstag von 6—7 Uhr.

Sonntagsverein für Mädchen.

Jeden Sonntag-Nachmittag Zusammenkunft, Diezstraße 15 p.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Carl Voos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

**Musikalien
Musikinstrumente**

Ernst Challier, Gießen
Rudolph's Nachf.
Neurnweg 9 Telephon 671

Verantwortlich: für den Textteil Pfarrer Bechtolsheimer, für den Anzeigenteil H. Beck; Druck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei R. Lange, sämtlich zu Gießen.